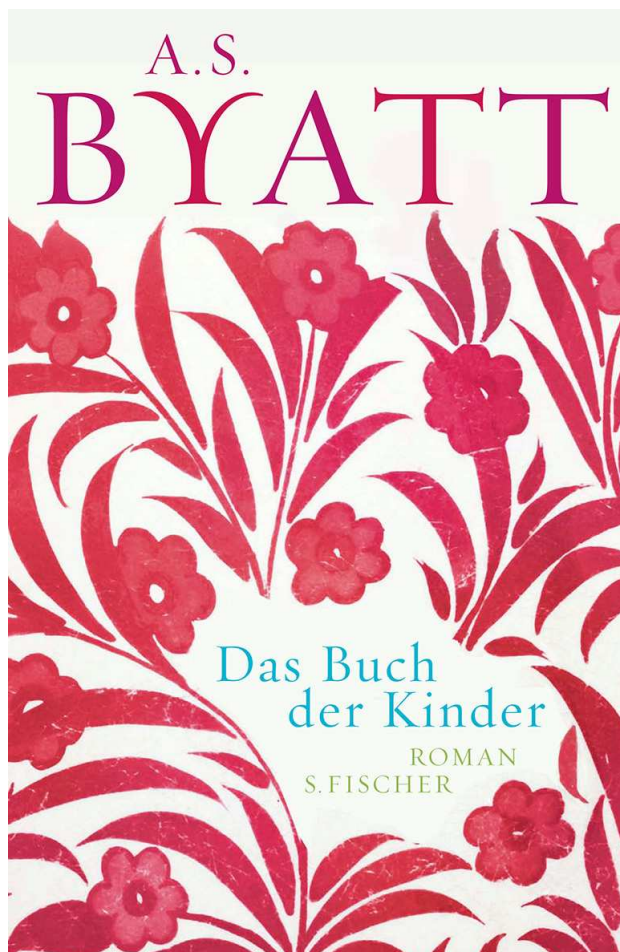


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

A.S. Byatt
Das Buch der Kinder



Preis € (D) 26,00 | € (A) 26,80 | SFR 36,50
ISBN: 978-3-10-004417-4
Roman, 896 Seiten, gebunden
S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

I

ANFÄNGE

I

ZWEI KNABEN STANDEN IN der Prince Consort Gallery und sahen zu einem dritten hinunter. Es war der 19. Juni 1895. Der Prinzgemahl war 1861 gestorben und hatte nur die Anfänge seines ehrgeizigen Vorhabens verwirklicht gesehen, Museen zu versammeln, in denen britische Kunsthandwerker die besten Erzeugnisse ihrer Metiers studieren konnten. Sein Porträt, bescheiden und medaillengeschmückt, befand sich als Mosaik am Tympanon eines Schmuckgewölbes am einen Ende der schmalen Galerie, die oberhalb des South Court verlief. Der South Court war mit weiteren Mosaiken verziert, Porträts von Malern, Bildhauern, Töpfern, dem »Walhall von Kensington«. Der dritte Knabe kauerte neben einem von mehreren beeindruckenden Schaukästen mit Kostbarkeiten aus Gold und Silber. Tom, der Jüngere der beiden, die hinuntersahen, musste an Schneewittchen in seinem gläsernen Sarg denken. Und als er zu Albert hinauf sah, musste er auch daran denken, dass die Gefäße und Löffel und Kästchen, die in dem klaren Licht unter dem Glas glänzten, wie ein geborgener königlicher Grabschatz wirkten. (Was manche davon waren.) Sie konnten den dritten Jungen nicht deutlich sehen, denn er befand sich hinter einer der Vitrinen. Offenbar zeichnete er ihren Inhalt.

Julian Cain war im South Kensington Museum zu Hause. Sein Vater Major Prosper Cain war der für Edelmetalle zuständige Kustos. Julian war kurz zuvor fünfzehn geworden und besuchte die Marlowe School als Internatszögling, doch er war zu Hause, um sich von einer schweren Gelbsuchterkrankung zu erholen. Er war weder groß noch klein, von schwächtigem Körperbau, mit ausgeprägten Zügen und fahlem Teint, auch ohne die Gelbsucht. Sein glattes schwarzes Haar war in der Mitte

gescheitelt, und er trug seine Schulkleidung. Tom Wellwood, in typischer Knabenkleidung aus Norfolkjacke und Kniebundhosen, war etwa zwei Jahre jünger als Julian; mit seinen großen dunklen Augen, dem weichen Mund und dem glatten dunkelblonden Haarschopf sah er noch jünger aus. Es war ihre erste Begegnung. Toms Mutter war zu Besuch bei Julians Vater, weil sie ihn um Hilfe bei ihren Recherchen bitten wollte. Sie war eine erfolgreiche Verfasserin von Zaubermärchen. Julian war dazu abkommandiert worden, Tom die Schätze zu zeigen. Offenbar hatte er mehr Interesse daran, ihm den kauernenden Knaben zu zeigen.

»Ich habe ja gesagt, dass ich dir ein Geheimnis zeige.«

»Ich dachte, du meinst einen von den Schätzen.«

»Nein, ich habe *ihn* gemeint. Mit dem stimmt etwas nicht. Ich habe ihn beobachtet. Der führt irgendwas im Schilde.«

Tom wusste nicht recht, ob es sich um die Art von Flunkern handelte, die in seiner eigenen Familie gepflegt wurde: sich Unbekannten an die Fersen zu heften und Geschichten über sie zu erfinden. Er wusste nicht recht, ob Julian sich nur aufspielte.

»Was tut er?«

»Er vollführt den Zaubertrick mit dem indischen Seil. Er verschwindet. Im einen Augenblick ist er da, im nächsten ist er verschwunden. Er kommt jeden Tag her. Ganz allein. Aber man kann nicht sehen, wann er geht oder wohin er geht.«

Sie schlichen die gusseiserne Galerie entlang, die mit dicken roten Samtvorhängen gesäumt war. Der dritte Knabe blieb, wo er war, konzentriert zeichnend. Dann bewegte er sich, um eine andere Position einzunehmen. Er hatte strohfarbened Haar, war zerlumpt und schmutzig. Er trug abgeschnittene Arbeitshosen mit Hosenträgern über einem rauchfarbenen Flanellhemd voller Rußflecken.

Julian sagte: »Wir könnten runtergehen und ihn verfolgen. An dem ist alles Mögliche nicht ganz geheuer. Er sieht richtig gefährlich aus. Und man könnte meinen, er wäre nie woanders als hier. Ich habe am Ausgang gewartet, um ihn abzufassen und ihn zu verfolgen, aber er geht offenbar nie raus. Als gehörte er zum Inventar.«

Der Knabe blickte kurz auf, das schmutzige Gesicht stirnrunzelnd verzogen. Tom sagte: »Er konzentriert sich.«

»Soweit ich weiß, spricht er nie mit jemandem. Manchmal sehen die Kunststudenten ihm beim Zeichnen zu. Aber er plaudert nicht mit ihnen. Er schleicht immer nur herum. Richtig unheimlich.«

»Kommen Diebstähle häufig vor?«

»Mein Vater sagt immer, die Museumswärter gingen mit den Vitrinenschlüsseln sträflich sorglos um. Und es stapeln sich haufenweise Sachen, die katalogisiert oder ins Depot nach Bethnal Green geschickt gehören. Es wäre irrsinnig leicht, etwas zu entwenden und damit zu verschwinden. Ich glaube, bei manchen Sachen würde das gar nicht auffallen, aber natürlich wäre es etwas anderes, wenn einer den Kerzenleuchter stehlen wollte, das würde sofort Aufsehen erregen.«

»Kerzenleuchter?«

»Den Gloucester-Kerzenleuchter. Den scheint er nämlich zu zeichnen, jedenfalls die meiste Zeit. Der Klumpen Gold in der Mitte der Vitrine. Er ist sehr alt und einzigartig. Ich zeige ihn dir. Wir könnten runtergehen und hingehen und ihn stören.«

Tom war dieser Vorschlag nicht recht. Der dritte Junge strahlte eine Anspannung aus, eine zähe, willensstarke Energie, die wahrgenommen zu haben Tom gar nicht richtig bewusst war. Aber er war einverstanden. In der Regel war er mit allen Vorschlägen einverstanden. Wie Detektive schlichen sie hinter den Samtgirlanden von einem Versteck zum nächsten. Sie gingen unter Prinz Albert hindurch, auf die geschwungene Steintreppe hinaus, in den South Court hinunter. Als sie den Kerzenleuchter erreichten, war der schmutzige Junge nicht mehr da.

»Er war nicht auf der Treppe«, sagte Julian fasziniert.

Tom blieb stehen und betrachtete den Kerzenleuchter. Sein Gold schimmerte matt. Er sah schwer aus. Er stand auf drei Füßen, drei langohrigen Drachen, deren jeder mit grausigen Klauen einen Knochen hielt, an dem er mit scharfen Zähnen nagte. Den Rand der Schale um den Dorn hielten drei weitere Drachen mit geöffnetem Maul, Flügeln und geschlängeltem Schwanz. Der ganze gedrungene Schaft war aus groteskem Laubwerk geschmiedet, in dem Menschen und Ungeheuer,

Kentauren und Affen sich wanden, grinnten, grimassierten, einander ergriffen und massakrierten. Ein Gnom mit Helm und riesigen Augen hielt den gewundenen Schwanz eines Reptils gefasst. Unter anderen menschlichen oder koboldartigen Gestalten war eine mit langen, wirren Haaren und kummervollem Blick. Tom dachte sich sofort, dass seine Mutter das sehen müsse. Er versuchte sich die Gestalten einzuprägen, doch vergebens. Julian erklärte den Leuchter. Er habe eine interessante Geschichte, sagte er. Niemand wisse genau, woraus er bestehe. Eine Art vergoldeter Legierung. Wahrscheinlich war er in Canterbury angefertigt worden – in Wachs modelliert und dann gegossen –, doch außer den Symbolen der Evangelisten am Knauf wies ihn nichts als religiösen Gebrauchsgegenstand aus. In der Kathedrale von Le Mans war er aufgetaucht und in der Französischen Revolution wieder verschwunden. Ein französischer Antiquitätenhändler hatte ihn dem russischen Fürsten Soltikow verkauft. Aus dessen Sammlung hatte das South Kensington Museum ihn 1861 erworben. Nirgends auf der Welt gab es etwas Vergleichbares.

Tom wusste nicht, was ein Knauf war, und er wusste nicht, was die Symbole der Evangelisten waren. Aber er sah das Ding als ganzes Universum geheimer Geschichten. Er sagte, seine Mutter würde es sicherlich gerne sehen. Es wäre möglicherweise genau das, was sie suchte. Er hätte gern die Köpfe der Drachen berührt.

Julian sah sich unablässig um. Hinter dem Gipsabguss eines wachenden Ritters auf Marmorsockel war eine verborgene Tür. Sie stand leicht offen, was Julian zum ersten Mal sah. Er hatte die Klinke ab und zu ausprobiert, und die Tür war immer versperrt gewesen, wie es sich gehörte, denn sie führte zu den Magazinen und Werkstätten im Untergeschoss.

»Ich wette, er ist da runtergegangen.«

»Was ist da unten?«

»Meilenlange Gänge und Schränke und Kellerräume, wo Sachen gegossen oder gereinigt oder einfach bloß aufbewahrt werden. Komm, wir schleichen ihm nach.«

Es gab kein Licht, nur so viel, wie durch die Tür, die sie geöffnet hatten, auf die oberen Stufen fiel. Tom war die Dunkelheit nicht geheimer.

Überschreitungen waren ihm nicht geheuer. Er sagte: »Wir können nicht sehen, wohin wir gehen.«

»Wir lassen die Tür einen Spalt weit offen.«

»Und wenn jemand kommt und sie zuschließt? Und wir Ärger bekommen?«

»Bekommen wir nicht. Ich wohne hier schließlich.«

Sie bewegten sich behutsam die unebenen Stufen hinunter und hielten sich an einem dünnen Eisengeländer fest. Am Fuß der Treppe schnitt ihnen ein Eisengitter den Weg ab, hinter dem sich ein langer Gang erstreckte, der allmählich undeutlich zu erkennen war, als befände sich an seinem Ende eine Lichtquelle. Die Decke des Gangs bildete ein gotisches Gewölbe wie bei der Krypta einer Kirche, allerdings mit weißglasierten Fabrikkacheln verkleidet. Julian schüttelte das Gitter ungeduldig, und es gab nach. Er registrierte, dass auch dieses Gitter abgesperrt hätte sein müssen. Das würde jemandem Ärger einbringen.

Der Gang mündete in ein staubiges Gewölbe, vollgestellt mit unzähligen weißen Standbildern von Männern, Frauen und Kindern mit blicklos starrenden Augen. Tom kamen sie vor wie Gefangene oder gar wie die Verdammten in der Unterwelt. Sie standen eng nebeneinander, und die Jungen mussten sich zwischen ihnen hindurchschlängeln. Hinter dieser Grabkammer zweigten zwei Gänge ab. Zur Linken war es heller, und deshalb gingen sie diesen Weg, passierten ein weiteres offenes Gitter und gelangten in eine Schatzkammer voll großer goldener und silberner Gefäße – Krummstäbe, Chorpulte mit Adlerschwingen, Wasserbecken, schwebende Engel und feixende Cherubim. »Galvanotypien«, flüsterte der kenntnisreiche Julian. Schwaches, aber stetiges Licht, das durch kleine Glaslinsen in den Ziegelmauern eindrang, floss in Wellen über das Metall. Julian legte den Finger vor die Lippen und zischte Tom zu, er solle stehen bleiben. Tom hielt sich an einer silbernen Galeone fest, und sie klirrte. Er nieste.

»Lass das!«

»Ich kann nicht anders. Liegt am Staub.«

Sie schlichen weiter, bogen nach links ab, dann nach rechts, mussten sich den Weg zwischen Dingen hindurchbahnen, die Tom wie Grabumfriedungen erschienen, überragt von kecken weiblichen Engelsbüsten mit Flügeln und spitzen Brüsten. Julian sagte, es handle sich um gusseiserne Heizkörperverkleidungen, bei einem Eisengießer aus Sheffield in Auftrag gegeben. »Waren ziemlich teuer, sind hier unten, weil man sie *anstößig* fand«, flüsterte er. »Welche Richtung jetzt?«

Tom entgegnete, er sei überfragt. Julian befand, sie hätten sich verirrt, man würde sie niemals finden, die Ratten würden ihre Knochen abnagen. Jemand nieste. Julian sagte: »Ich hab dir doch gesagt, dass du das lassen sollst!«

»Das war ich nicht. Das muss *er* gewesen sein.«

Tom war es unbehaglich bei der Vorstellung, einen vermutlich harmlosen und unschuldigen Jungen zur Strecke zu bringen. Und genauso unbehaglich bei der Vorstellung, einem wilden und gefährlichen Jungen zu begegnen.

Julian rief: »Wir wissen, dass du hier bist! Komm raus und ergib dich!«

Er lächelte und wirkte ganz wachsam, wie Tom auffiel, der erfolgreiche Jäger oder Fänger bei solchen Spielen.

Stille. Wieder ein Niesen. Leises Rascheln. Julian und Tom drehten sich um und sahen den anderen Gang entlang, den ein Wald von Säulen aus Marmorimitat verstellte, Podeste für Büsten oder Vasen. Auf Kniehöhe zeigte sich ein verstörtes Gesicht unter verfilztem Haar, eingeraht von falschem Basalt und falschem Obsidian.

»Du kommst besser raus und packst aus«, sagte Julian mit unerschütterlichem Selbstvertrauen. »Du bist unbefugt eingedrungen. Eigentlich sollte ich die Polizei rufen.«

Der dritte Knabe kam auf allen vieren hervorgekrochen, schüttelte sich wie ein wildes Tier und richtete sich auf, wobei er sich kurz an den Säulen festhielt. Er war etwa so groß wie Julian. Er zitterte – ob vor Furcht oder vor Zorn, hätte Tom nicht zu sagen gewusst. Er fuhr sich mit einer schmutzigen Hand über das Gesicht, rieb sich die Augen, die sogar in dem Dämmerlicht sichtlich rotumrändert waren. Er senkte den Kopf und spannte die Muskeln. Tom sah, wie ihn der Gedanke durch-

fuhr, dass er die beiden anfallen und niederwerfen und durch die Gänge entfliehen könnte. Er regte sich nicht und sagte nichts.

»Was tust du hier unten?«, fragte Julian hartnäckig.

»Hab mich versteckt.«

»Warum? Vor wem?«

»Versteckt, weiter nix. Hab nix Böses getan. Bin vorsichtig, mach nix kaputt.«

»Wie heißt du? Wo wohnst du?«

»Ich heiß Philip. Philip Warren. Wohn hier, nehm ich an. Zurzeit.«

Seine Sprache hatte einen leicht nördlichen Tonfall. Tom erkannte ihn, konnte ihn aber nicht zuordnen. Der Junge sah sie so an, wie sie ihn ansahen, als könnte er nicht recht glauben, dass es sie wirklich gab. Er blinzelte, und ein Schauer durchfuhr ihn. Tom sagte: »Du hast den Kerzenleuchter gezeichnet. Bist du deshalb hier?«

»Ja.«

Er hielt ein Leinenbündel an die Brust gepresst, das wahrscheinlich sein Zeichenzeug enthielt. Tom sagte: »Er ist etwas ganz Besonderes, finde ich. Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

Der fremde Junge sah ihm in die Augen, dann, mit der Spur eines Lächelns: »Ja. Was Besonderes.«

Julian sagte streng: »Du musst mitkommen und meinem Vater alles sagen.«

»Oh, deinem *Vater*. Und wer ist dein Vater?«

»Er ist der Kustos, der für Edelmetallarbeiten zuständig ist.«

»Aha, verstehe.«

»Du musst mit uns kommen.«

»Ich muss, verstehe. Darf ich meine Sachen mitnehmen?«

»Sachen?« Zum ersten Mal klang Julians Stimme unsicher. »Soll das heißen, dass du hier unten *gewohnt* hast?«

»Hab ich doch gesagt. Wo soll ich sonst hin? Auf der Straße will ich lieber nicht schlafen. Ich komm her, um zu zeichnen. Ich hab gesehen, dass das Museum dafür da ist, dass Arbeiter Sachen sehen können, die gut gearbeitet sind. Ich such Arbeit, ehrlich, und ich brauch Zeichnungen, zum Vorzeigen ... Die Sachen hier gefallen mir.«

»Dürfen wir die Zeichnungen sehen?«, fragte Tom.

»Nich in diesem Licht. Oben, wenn ihr wollt. Ich hol meine Sachen, wie vereinbart.«

Er duckte sich und bewegte sich durch die Säulen zurück, gewandt kriechend und schleichend. Es erinnerte Tom an Zwerge in Bergwerken und, da man ihm in seiner Erziehung ein soziales Bewusstsein vermittelt hatte, an Kinder in Bergwerken, die auf allen vieren Loren zogen. Julian heftete sich Philip an die Fersen. Tom ging hinterher.

»Kommt rein«, sagte der schmutzige Junge am Eingang eines kleinen Lagerraums mit einer Willkommensgeste, die er möglicherweise spöttisch mit einem Arm beschrieb. Der Lagerraum enthielt eine Art steinerne Hütte, mit steinernen Cherubim und Seraphim, Adlern und Tauben, Akanthusblättern und Ranken verziert. Sie besaß eine eigene kleine Gittertür aus Metall mit Resten von Vergoldung an den rostigen Eisenstäben.

»Praktisch«, sagte Philip. »Es gibt ein Bett aus Stein. Ich hab mir erlaubt, ein paar Säcke auszuleihen, um es wärmer zu haben. Ich leg sie selbstverständlich dorthin zurück, wo ich sie herhabe.«

»Das ist ein Grabmal oder ein Reliquienschrein«, sagte Julian. »Russisch, wenn ich mich nicht täusche. Auf der Steinplatte wird sich ein Heiliger befunden haben, in einem Glassarg oder in einem Reliquiar. Er könnte immer noch drinnen sein oder drunter, ich meine seine Knochen, falls er nicht unverweslich war.«

»Er ist mir nich aufgefallen«, sagte Philip nüchtern. »Hat sich nich bemerkbar gemacht.«

Tom sagte: »Hast du Hunger? Wovon lebst du?«

»Ab und zu hab ich im Tearoom ausgeholfen, Geschirr abgeräumt und gespült. Ihr würdet staunen, was die Leute alles auf dem Teller liegenlassen. Und die jungen Damen von der Kunstakademie fanden meine Zeichnungen interessant und haben mir hin und wieder ein Sandwich zugesteckt. Ich bettel nich. Einmal hab ich ein Sandwich geklaut, als ich nich mehr weiterwusste, mit Ei und Kresse. Ich glaub nich, dass die junge Dame es noch essen wollte.«

Er schwieg.

»Viel war es nich«, sagte er. »Ja, ich hab Hunger.«

Er kramte hinter dem Grab im Schrein herum und förderte ein weiteres Leinenbündel zutage, einen Skizzenblock, einen Kerzenstummel und etwas, was aussah wie zusammengerollte Kleidung, mit einem Bindfaden umwickelt.

»Wie bist du reingekommen?«, fragte Julian beharrlich.

»Bin hinter den Pferdefuhrwerken rein. Wenn sie reinkommen, fahrn sie eine Rampe in diesen unterirdischen Teil runter. Da wern sie abgeladen und beladen, und in dem ganzen Wirrwarr kann man sich einfach so zwischen den Fuhrleuten und Laufungen reinschleichen.«

»Und die Tür oben?«, fragte Julian. »Die Tür, die immer abgeschlossen sein soll?«

»Da hab ich einen kleinen Schlüssel gefunden.«

»Gefunden?«

»Ja. Gefunden. Ich geb ihn zurück. Hier, nimm ihn.«

Tom sagte: »Es muss schrecklich sein, wenn man nachts allein hier unten ist.«

»Lange nich so schrecklich wie die Straßen im East End. Lang nich so schrecklich.«

Julian sagte: »Komm jetzt bitte mit. Du musst mitkommen und alles meinem Vater erzählen. Er unterhält sich gerade mit Toms Mutter. Das ist Tom. Tom Wellwood. Ich heiße Julian Cain.«

Major Prosper Cain, Mitglied der Royal Engineers und des Science and Art Department, besaß in Kent ein elisabethanisches Herrenhaus, Iwade House. Und er bewohnte eines der kleinen Stadthäuser, die rings um die monströsen sogenannten Dampfkessel aus Stahl und Glas in South Kensington aus dem Boden gesprossen waren. (Das zweckdienliche Gusseisengebäude, von einem Militäringenieur für das Museum entworfen, hatte drei wenig einnehmende Tonnendächer, im Volksmund als Brompton Boilers bekannt.) In den Häusern wohnten hauptsächlich die Nachfolger der Sappeure, die nach der Weltausstellung von 1851 die Dampfkessel errichtet hatten. Major Cains Haus war keine repräsentative Dienstwohnung im eigentlichen Sinn und kaum größer als

die Häuser seiner Untergebenen. Es gab ehrgeizige Pläne, die Museumsgebäude zu erweitern, und gegen die Anwesenheit der Militärs wurde gemurrt. Ein Wettbewerb war abgehalten worden. Konkrete Vorstellungen von Palästen, Innenhöfen, Türmen, Springbrunnen und Verzierungen waren geprüft und verglichen worden. Aston Webbs Pläne waren zum Sieger gekürt worden, doch geschehen war nichts. Der neue Direktor J. H. Middleton, 1894 in sein Amt berufen, war kein Militär, sondern ein zugeknöpfter asketischer Gelehrter, der vom King's College in Cambridge und vom Fitzwilliam Museum kam. Er und Generalmajor Sir John Donnelly, Staatssekretär des Science and Art Department, waren alles andere als einander wohlgesinnt. Museumsmitarbeiter und Wissenschaftler hatten dafür plädiert, das Innere der Häuser zu modernisieren, hatten Brandgefahr und leckende Rohre geltend gemacht. Siebenundzwanzig offene Feuerstellen samt Kaminen hatte man gezählt. Die Kunststudenten klagten über Ruß und Rauch, die in ihre Ateliers wehten. Die Militärs beriefen sich darauf, dass die Feuerwehr des Museums sich aus den Sappeuren rekrutierte, die in ebendiesen Häusern auf dem Gelände wohnten. Das Gezänk hielt an, und nichts geschah.

Prosper Cains enges kleines Haus hatte hübsche Kamine, sowohl im Erdgeschoss als auch im Salon des ersten Stockwerks. Sie waren mit reizenden Kacheln von William de Morgan ausgestattet. Cain hatte Olive Wellwood einen vergoldeten französischen Sessel angeboten, der in einem überladenen Stil geschnitzt war, den die Arts-and-Crafts-Bewegung ebenso verabscheute wie das Personal des Museums. Cain hatte einen eklektischen Geschmack und eine Schwäche – wenn man es Schwäche nennen will – für das Außergewöhnliche. Er fand Gefallen an seiner Besucherin, die in grob gerippte Seide von dunklem Schiefer-ton gekleidet war, mit Borten gesäumt, mit Spitzenbesatz am hohen Kragen und mit modischen Puffärmeln. Ihr Hut war mit schwarzen Federn und einer Fülle scharlachroter seidener Mohnblüten geschmückt, die sich an die Krempe schmiegt. Sie hatte ein keckes, neugieriges, einnehmendes Gesicht mit kräftigem Teint, entschieden geschwungenem Mund, weit auseinanderliegenden großen dunklen Augen, dem

Inneren der Mohnblüten ähnlich. Er mutmaßte, dass sie um die fünf- unddreißig Jahre alt war, mehr oder weniger, vermutlich eher mehr. Er kombinierte, dass sie es nicht gewohnt war, so enge Korsetts, Schuhe und Handschuhe aus Glacéleder zu tragen. Dafür bewegte sie sich eine Spur zu ungehindert und ungestüm. Sie war gut gebaut und hatte schöne Knöchel. Wahrscheinlich trug sie zu Hause Liberty-Gewänder oder Reformkleider. Er saß ihr gegenüber, wachsam und zierlich, ganz wie sein Sohn, das Haar noch immer so dunkel wie Julians Haar, der ordentliche kleine Schnurrbart silbern. Seine Frau war Italienerin gewesen und 1883 gestorben, in Florenz, einer Stadt, die beide geliebt hatten, in der ihre Tochter geboren und Florence getauft worden war, bevor das Fieber zuschlug und der Ort von Tragik gezeichnet wurde.

Olive Wellwood war mit Humphry Wellwood verheiratet, der bei der Bank von England arbeitete und aktives Mitglied der Fabian Society war. Sie war Verfasserin zahlreicher Märchen für Kinder und Erwachsene und in gewisser Weise eine Autorität auf dem Gebiet britischen Märchen- und Sagenguts. Sie hatte Major Cain aufgesucht, weil sie ein Märchen über einen alten Schatz mit zaubrischen Eigenschaften schreiben wollte. Prosper Cain sagte galant, es schmeichle ihm, dass sie an ihn gedacht habe. Sie lächelte und sagte, das Faszinierendste an ihrem bescheidenen Erfolg mit ihren Büchern sei, dass sie sich erlauben könne, Leute zu stören, die so bedeutend und so beschäftigt waren wie er. So etwas hätte sie sich nie träumen lassen. Sie sagte, sein Zimmer sehe aus wie eine Schatzhöhle aus *Tausendundeiner Nacht* und sie könne sich kaum bezähmen, aufzustehen und all die staunenswerten Dinge zu betrachten, die er gesammelt hatte. Nicht sonderlich viel Arabisches darunter, sagte Prosper. Das sei nicht sein Fachgebiet. Er habe zwar im Orient gedient, sein Interesse gelte jedoch Europa. Er fürchte, sie werde in seinen persönlichen Andenken keine wissenschaftliche Ordnung finden. Er sei nicht der Ansicht, dass ein Zimmer sklavisches in einem bestimmten Stil eingerichtet sein müsse – insbesondere wenn dieses Zimmer gewissermaßen ein Raum innerhalb der vielfältigen Räume des Museums war, so wie das kleinste Ei in einem Satz von Fabergé-Eiern. Man könne sehr wohl ein Iznik-Gefäß neben einem venezianischen

Kelch und einer Lüsterschale von Mr de Morgan arrangieren, ohne die Wirkung des einzelnen Artefakts zu schmälern.

»An den Wänden habe ich mittelalterliche flämische Gobelins neben den kleinen Wandteppichen, die mein Freund Morris in Merton Abbey für mich gewebt hat – fressende Vögel und karmesinrote Beeren. Sehen Sie nur die ausgesprochen wohltuende Kraft in der Bewegung der Blätter. Er ist immer kraftvoll.«

»Und das hier?«, fragte Mrs Wellwood. Sie erhob sich unversehens und fuhr mit einem graubehandschuhten Finger an einem Regalbrett entlang, auf dem sich alle möglichen Gegenstände befanden, offenbar ohne jeden Zusammenhang, weder in ästhetischer noch in historischer Hinsicht.

»Das, meine wertee Dame, ist meine Sammlung von Fälschungen zur Schulung des eigenen Blicks. Dies hier sind keineswegs mittelalterliche Löffel, obwohl sie mir als solche angeboten wurden. Diese Nautilusschnecke ist kein Cellini, obwohl William Beckford weisgemacht wurde, sie wäre es, und man ihm ein kleines Vermögen dafür abgeknöpft hat. Diese Klunker sind keineswegs die Kronjuwelen, sondern raffinierte Repliken einiger von ihnen, die 1851 im Kristallpalast ausgestellt waren.«

»Und das hier?«

Mrs Wellwoods weicher Finger fuhr leicht über eine Schüssel, die äußerst getreu getöpferte Kleinlebewesen enthielt: eine kleine Kröte, eine zusammengerollte Schlange, ein paar Käfer, etwas Moos, einige Farne und einen schwarzen Flusskrebs.

»Ich habe noch nie etwas so Lebensechtes gesehen. Jede kleine Warze, jede einzelne Runzel.«

»Vielleicht wissen Sie oder wissen es auch nicht, dass das Museum sich mit dem sehr kostspieligen Ankauf einer Servierplatte von Bernard Palissy blamiert hat – nicht diese hier. Palissy ist im Walhall von Kensington verewigt. Im Nachhinein stellte sich zu unserer größten Verlegenheit heraus, dass die Platte genau wie diese hier eine ehrliche Replik aus einer modernen französischen Töpferei war. Sie werden als Souvenirs verkauft. Tatsächlich ist es sehr schwer, einen gefälschten Palissy – oder sagen wir lieber, eine Kopie – von einem Original aus dem sieb-

zehnten Jahrhundert zu unterscheiden, wenn man sich nicht an unzweideutigen Stempeln oder Signaturen orientieren kann.«

»Und dennoch«, sagte Mrs Wellwood, die schnell begriff, »der Detailreichtum, die Genauigkeit! Es sieht aus, als wäre es ungewöhnlich schwierig zu fertigen.«

»Es heißt, und ich glaube, es stimmt, die Geschöpfe aus Keramik würden um echte Lebewesen herum gefertigt – echte Kröten, Aale, Käfer.«

»Tote, hoffe ich.«

»Mumifizierte, wollen wir hoffen. Aber genau wissen wir es nicht. Steckt darin vielleicht eine Geschichte?«

»Die Geschichte von dem Prinzen, der in eine Kröte verwandelt und in einen Teller eingesperrt wurde? Wie muss er die Bankette verabscheut haben. In den Märchen aus *Tausendundeiner Nacht* gibt es einen halb zu Stein verwandelten Prinzen, der mir immer zu denken gegeben hat. Ich muss überlegen.«

Sie lächelte, katzenhaft und zufrieden.

»Aber Sie wollten etwas über Gold- und Silberschätze von mir erfahren?«

Humphry Wellwood hatte gesagt: »Geh und frag den alten Seeräuber. Er kennt sich aus. Er weiß alles über Verstecke und heimliche Machenschaften. Er frequentiert Märkte und Antiquare und zahlt, wie es heißt, Pennys für alte Erbstücke, die nach Revolutionen auf den Trödelmarkt gelangen.«

»Mir schwebt etwas vor, *was schon lange verschwunden war* – natürlich mit einer Geschichte –, etwas, dem man Zauberkraft zuschreiben kann, ein Amulett, ein Spiegel, der Vergangenheit und Zukunft zeigt, so etwas. Sie sehen, meine Phantasie ist recht banal, und ich bin auf Ihr Spezialwissen angewiesen.«

»Es ist merkwürdig«, sagte Prosper Cain, »aber die meisten Gold- und Silberschätze sind nicht besonders alt, und das aus einem einleuchtenden Grund. Wäre man ein Wikingerfürst oder ein Tatarenhäuptling – oder auch der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches –, dann gehörten die Gold- und Silbersachen zum Thronschatz und wären

stets – vom Gesichtspunkt des Märchenerzählers und Künstlers aus gesehen – in Gefahr, eingeschmolzen zu werden, als Tauschwährung, um die Soldaten zu entlohnen, oder damit man sie leichter transportieren und verstecken konnte. Die Kirche besitzt ihre Sakralgefäße ...«

»Ein Gral oder eine Monstranz haben mir nicht vorgeschwebt.«

»Nein, Sie suchen etwas mit einem persönlichen *Mana*. Ich verstehe, was Sie suchen.«

»Keinen Ring. Es gibt so viele Geschichten über Ringe.«

Prosper Cain lachte laut auf, schroff und bellend.

»Sie machen es mir nicht leicht. Wie wäre es mit der Geschichte des Stoke-Prior-Schatzes? Silbergefäße, die im Bürgerkrieg vergraben wurden und in unserer Zeit von einem Jungen entdeckt wurden, der auf Kaninchenjagd war? Oder die romantische Geschichte des Eltenberg-Schreins, den J. C. Robinson 1861 für das Museum erworben hat. Er stammt aus der Sammlung des Fürsten Soltikow, der ihn wiederum neben viertausend weiteren mittelalterlichen Kunstwerken nach der 1848-er Revolution einem Franzosen abgekauft hatte.

Das Reliquiar hatte Fürstin Salm-Reifferscheidt, die letzte Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Eltenberg, nach dem Einfall Napoleons in einem Rauchfang des Klosters versteckt. Und von dort war es zu einem Stiftsherrn in Emmerich gelangt, der es einem Händler in Aachen verkauft hat, Jakob Cohen von Anhalt, der wiederum eines schönen Tages Fürst Florentin zu Salm-Salm aufsuchte und ihm eine kleine Figur aus Walrossbein anbot. Und nachdem Fürst Florentin sie gekauft hatte, kam Cohen wieder und brachte eine nach der anderen weitere Figürchen – und zu guter Letzt das Reliquiar, rauchgeschwärzt und tabakgeschwängert. Dann brachte Fürst Felix, der Sohn Fürst Florentins, seinen Vater dazu, die einzelnen Teile an einen Händler in Köln zu verkaufen, und dort – so vermuten wir – wurden einzelne von ihnen durch sehr geschickt gemachte moderne Kopien ersetzt, die heiligen drei Könige, Maria mit dem Jesuskind und dem heiligen Joseph und verschiedene Propheten. Ausnehmend kunstvolle Fälschungen. Wir besitzen sie. Das ist eine wahre Geschichte, und wir sind davon überzeugt, dass die echten Artefakte irgendwo versteckt sind. Wäre das nicht Stoff für

eine großartige Geschichte, das Verfolgen und Aufspüren der Kunstwerke? Ihre Figuren könnten sich auf die Spur des Künstlers begeben, der die Fälschungen angefertigt hat ...«

Olive Wellwood empfand, was Schriftsteller oft empfinden, wenn ihnen Geschichten erzählt werden, die sich zur literarischen Bearbeitung geradezu anbieten: ein Übermaß an Tatsachen und zu wenig Raum für die notwendigen Erfindungen, die sich in so einem Fall wie Lügen ausnehmen würden.

»Ich müsste sehr viel daran verändern.«

Der Gelehrte und Fälschungsexperte wirkte für einen Augenblick irritiert.

»Es ist überzeugend, so wie es ist«, versuchte sie zu erklären. »Meine Phantasie wäre da nur störend.«

»Ich hätte gedacht, so etwas würde jedermanns Phantasie herausfordern, das Schicksal all dieser verlorenen Kunstwerke und Kunsthandwerkserzeugnisse ...«

»Diese Kröten und Schlangen geben mir zu denken.«

»Für ein Hexenmärchen? Als Hausgeister?«

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, und Julian führte Philip Warren herein, gefolgt von Tom, der die Tür schloss.

»Entschuldige, Vater. Wir dachten, du solltest Bescheid wissen. Wir haben ihn entdeckt, er hatte sich in den Lagerräumen des Museums versteckt. In der Krypta. Er war mir aufgefallen, und wir haben ihn verfolgt. Er hat da unten *gewohnt*.«

Alle sahen den schmutzigen Jungen an, als wäre er dem Erdboden entsprossen, wie es Olive erscheinen wollte. Seine Schuhe hatten Spuren auf dem Teppich hinterlassen.

»Was hast du gemacht?«, fragte ihn Prosper Cain. Der Junge schwieg. Tom ging zu seiner Mutter, die ihm mit der Hand durch die Haare fuhr. Er erzählte ihr die Geschichte.

»Er zeichnet die Sachen in den Vitrinen. Nachts schläft er ganz allein in dem Schrein eines alten toten Heiligen, wo früher die Knochen waren. Zwischen Wasserspeiern und Engeln. Im Dunkeln.«

»Das ist tapfer«, sagte Olive und richtete den Blick ihrer dunklen Augen auf Philip. »Du hast dich sicher gefürchtet.«

»Nich sehr«, sagte Philip ungerührt.

Er hatte nicht vor zu sagen, was er wirklich empfand. Wenn man Kopf an Fuß mit fünf anderen Kindern auf einer Matratze geschlafen hatte, auf der zwei Brüder und eine Schwester gestorben waren, weder leicht noch friedlich und ohne dass man sie an einen anderen Ort hätte bringen können, dann konnten ein paar alte Knochen einem nichts anhaben. Sein Leben lang hatte er ein stetiges Bedürfnis nach Einsamkeit gehabt, kaum je definiert, doch von unwandelbarer Dringlichkeit. Ob andere so empfanden, wusste er nicht. Alles in allem hatte er den Eindruck, dass sie es nicht taten. In der Krypta des Museums, in Dunkelheit und Schmutz, war dieses Bedürfnis zum ersten Mal befriedigt worden. Er befand sich in einer gefährlichen und explosiven Geistesverfassung.

»Woher kommst du, junger Mann?«, fragte Prosper Cain. »Ich muss es genau wissen. Warum bist du hier, und wie ist es dir gelungen, in einen unzugänglichen Bereich zu gelangen?«

»Ich komm aus Burslem. Wo ich in den Töpfereien gearbeitet hab.« Eine lange Pause. »Ich bin weggelaufen, ja, weggelaufen.«

Seine Miene war unbewegt.

»Arbeiten deine Eltern in den Töpfereien?«

»Mein Dad ist tot. Er hat Kapseln gemacht. Meine Mum ist Porzellanmalerin. Wir arbeiten alle in der Töpferei. Ich hab die Brennöfen bedient.«

»Du warst nicht glücklich«, sagte Olive.

Philip dachte über seinen Seelenzustand nach. Er sagte: »Ja.«

»Man war hart zu dir.«

»Das muss so sein. So schlimm war es nich. Ich wollte. Ich wollte etwas machen ...«

»Du wolltest etwas aus deinem Leben machen, aus dir«, schlug Olive vor. »Das ist verständlich.«

Es war möglicherweise verständlich, aber es war nicht das, was Philip hatte sagen wollen. Er wiederholte: »Ich wollte etwas machen ...«

Vor seinem inneren Auge sah er eine formlose Masse zähflüssigen Lehms. Er blickte um sich wie ein gehetzter Bär und sah die farben-glühende Lüsterschale de Morgans auf dem Kaminsims. Er öffnete den Mund, wollte etwas zu der Glasur sagen, und entschied sich dagegen.

Tom sagte: »Willst du uns nicht deine Zeichnungen zeigen?« Zu seiner Mutter sagte er: »Er hat sie den Studentinnen gezeigt, und sie haben ihnen gefallen, und sie haben ihm Brot gegeben ...«

Philip schnürte sein Bündel auf und holte sein Skizzenheft heraus. Da war der Kerzenleuchter mit seinen sich windenden Drachen und den schwebenden kleinen Menschen mit ihren aufgerissenen Augen. Zeichnung um Zeichnung jede Einzelheit des Ringens und Beißens und Zustoßens. Tom sagte: »Das ist der kleine Mann, der mir so gut gefallen hat, der Alte mit dem dünnen Haar und der traurigen Miene.«

Prosper Cain blätterte in dem Skizzenheft. Steinerne Engel, koreanische Goldverzierungen für eine Krone, ein Palissy-Teller in all seiner Rauheit, eines der zwei nachweislich echten Exemplare.

»Und was ist das hier?«, fragte Cain beim Weiterblättern.

»Das sind bloß meine eigenen Einfälle.«

»Und wofür?«

»Na ja, vielleicht Steinzeug mit Salzglasur. Oder Fayence, so wie auf diesem Blatt. Das Metall hab ich gezeichnet, um ein Gefühl dafür zu bekommen. Mit Metall kenn ich mich nicht aus. Mit Ton ja. Mit Ton kenn ich mich ganz gut aus.«

»Du hast ein gutes Auge«, sagte Prosper Cain. »Ein sehr gutes Auge. Du hast die Sammlung so benutzt, wie sie benutzt werden soll, als Studienobjekte.«

Tom seufzte erleichtert. Die Geschichte würde gut enden.

»Würdest du gerne die Kunstakademie besuchen?«

»Weiß nich. Ich will etwas machen ...«

Mit einem Mal war er am Ende seiner Kräfte und begann zu schwanken. Prosper Cain war noch immer mit den Zeichnungen beschäftigt und sagte, ohne aufzublicken: »Du musst hungrig sein. Julian, klingel nach Rosie und sag ihr, dass sie frischen Tee bringen soll.«

»Ich hab immer Hunger«, sagte Philip mit unversehens lauter Stimme, doppelt so laut wie seine vorherigen Worte. Er hatte es nicht scherzhaft gemeint, doch weil er etwas zu essen bekommen würde, fassten alle es als Scherz auf und lachten fröhlich.

»Setz dich, Junge. Du wirst nicht verhöhrt.«

Philip blickte zweifelnd auf die flammen- und pfauenfarbenen Seidenkissen.

»Die kann man reinigen. Du siehst erschöpft aus. *Setz dich.*«

Rosie, das Zimmermädchen, machte mehrere Ausflüge die enge Treppe hinauf und hinunter und brachte Tablettts voller Tassen und Untertassen aus Porzellan, eine Kuchenplatte mit Fuß, auf der ein mächtiger Früchtekuchen thronte, eine Platte mit verschiedenen Sandwiches, raffiniert so zubereitet, dass sie ebenso einladend für eine Dame wie nahrhaft für Knaben waren (die einen mit Gurkensplittern belegt, die andern mit Spalten von eingekochtem Mett). Danach brachte sie Törtchen, eine Teekanne, einen Teekessel und ein Sahnekännchen. Sie war ein drahtiges Persönchen mit gestärkter Haube und Schürze, ungefähr in Philips und Julians Alter. Sie stellte alles auf Beistelltischen ab, setzte den Kessel aufs Feuer, knickte vor Major Cain und ging wieder hinunter. Prosper Cain bat Mrs Wellwood, den Tee einzuschenken. Es belustigte ihn zu sehen, wie Philip seine Tasse hochhielt, um die Schäferinnen auf blühenden Wiesen um die Tasse herum zu betrachten.

»Minton-Porzellan im Stil von Sèvres«, sagte Prosper. »Für William Morris eine unverzeihliche Geschmacklosigkeit, aber ich habe eine Schwäche für das Ornamentale ...«

Philip stellte die Tasse auf den Tisch neben seinem Ellbogen, ohne zu antworten. Er hatte den Mund voller Sandwich. Er bemühte sich, anständig zu essen, aber er war *schrecklich* hungrig, unersättlich. Er versuchte, langsam zu kauen. Er würgte. Die anderen sahen ihm wohlwollend zu. Er kaute und errötete unter seinem Schmutz. Er war den Tränen nahe. Sie waren Fremde. Seine Mutter bemalte die Ränder solcher Tassen wie diesen hier mit feinem Pinsel, Tag für Tag, stolz auf ihre un-

wandelbare Sicherheit. Olive Wellwood, die nach Rosen roch, beugte sich über ihn und reichte ihm große Stücke Früchtekuchen. Er aß zwei Stück und dachte, das sei sicherlich ungehörig. Doch Stärke und Zucker taten ihre Wirkung. Seine unnatürliche Anspannung und Wachsamkeit wichen reiner Ermüdung.

»Und jetzt?«, fragte Prosper Cain. »Was wollen wir mit dem jungen Mann anfangen? Wo soll er heute Nacht schlafen, und was soll mit ihm geschehen?«

Tom musste an David Copperfields Ankunft im Haus Betsey Trotwoods denken. Ein Junge, der aus Schmutz und Gefahren in ein echtes Zuhause fand. Er stand im Begriff, Mr Dicks Worte zu wiederholen – ich würde ihn waschen –, und hielt den Mund. Es wäre im höchsten Maße kränkend gewesen.

Olive Wellwood gab die Frage an Philip weiter.

»Was willst du jetzt tun?«

»Arbeiten«, sagte Philip. Es war eine einfache Antwort, und sie war weitgehend wahr.

»Nicht zurückgehen?«

»Nein.«

»Ich glaube – wenn Major Cain einverstanden ist, solltest du über das Wochenende mit mir und Tom zu uns nach Hause kommen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er dir für dein Eindringen in das Museum Scherereien machen will. Am Wochenende ist Sommersonnenwende, und wir veranstalten zu Hause auf dem Land ein Sommersonnenwendfest. Wir sind eine große Familie, die sich gut versteht, und auf einen mehr oder weniger kommt es nicht an.«

Sie wandte sich an Prosper Cain.

»Ich hoffe, dass auch Sie aus Iwade nach Andreden kommen werden, um den Zauber der Sommersonnenwende zu erleben, und dass Sie Julian und Florence mitbringen werden, als Gesellschaft für die jungen Leute.«

Prosper Cain neigte sich über ihre Hand, während er im Geist einen Kartenabend strich, und sagte, er werde – sie alle würden – sich freuen. Tom sah den Knaben an, den sie gefangen hatten, um zu sehen, ob er

sich auch freute, doch der Knabe hielt den Blick auf seine Füße gesenkt. Tom wusste nicht recht, was er davon halten sollte, dass Julian zu seinem Fest kam. Er fand ihn einschüchternd. Über Philips Anwesenheit wäre er froh, wenn es Philip gelingen sollte, sich zu amüsieren. Er war im Begriff, seiner Mutter beizupflichten, schämte sich und ließ es bleiben.